

Von der Schwierigkeit, ein Nachtlager zu finden

Eindrücke von einer Radreise nach Bayern

von Jürgen Weber ©

Die Ereignisse, die von einer Fahrradtour berichtenswert erscheinen, pflegen sich in aller Regel tagsüber abzuspielen. Die Nacht ist dem Schlafen und Auftanken neuer Kräfte vorbehalten und damit im Allgemeinen für Außenstehende von geringerem Interesse. Es geschieht jedoch immer wieder, dass das Verbringen der nächtlichen Stunden im Nachtlager und vornehmlich die erfolgreiche Suche nach demselben mit gewissen Komplikationen verbunden ist, so dass die damit zusammenhängenden Umstände eher Anspruch darauf erheben können, fremden Personen mitgeteilt zu werden, als die Geschehnisse des Tages.

Dies ist der Fall gewesen bei einer einwöchigen Tour, welche ich nur wenige Jahre nach der sogenannten Wende durch die seitdem offene und für uns Westmenschen gänzlich unbekanntes Landschaft der ehemaligen DDR bis nach Bayern unternahm. Genauer gesagt, die Reise führte mich vom holsteinischen Bad Segeberg bis nach Rinchnach im Bayrischen Wald, wo ich anschließend mit meiner Familie den Sommerurlaub zu verbringen beschlossen hatte.

Auf dieser Fahrt erlebte ich zwar viel Interessantes und Bemerkenswertes, angefangen von den für meine Rennradreifen nicht gerade angenehmen kilometerlangen Kopfsteinpflaster-Straßen bis hin zu der Entdeckung des sprachlichen Äquators, ab dem das Alsterwasser nicht mehr Alsterwasser, sondern Radler heißt, dennoch, wenn ich mir diese Radtour in Erinnerung rufe, stellen sich als erstes die Umstände der Nächte bei mir ein. Es verhält sich nämlich tatsächlich so, dass von fünf Übernachtungen lediglich eine in einigermaßen geordneten Bahnen verlief und als weitgehend unauffällig bezeichnet werden kann. So sei im Folgenden denn auch von dieser Tour vorrangig das Übernachtungsthema zum Gegenstand der Berichterstattung gewählt.

Der Vollständigkeit halber und zur besseren Orientierung sei hier der grobe Verlauf meiner Fahrradtour angegeben: Von Bad Segeberg ging es zunächst an die Elbe, die ich bei Gorleben verließ, um in Magdeburg wieder auf sie zu stoßen. Über Schönebeck, Halle, Merseburg, ging es weiter nach Weißenfels, von dort aus nach Gera, dann ins bayrische Hof bis zum Ziel im bayrischen Wald. Vor allem, um mein Gepäck in einem volumen- und gewichtsmäßigen Umfang zu halten, der mir das Fortkommen mit dem Rad nicht unnötig erschweren würde, entschied ich mich gegen eine Übernachtung auf Zeltplätzen und konnte so auf Zelt, Luftmatratze und Schlafsack verzichten. Als einzelner Radler, so war ich mir sicher, werde ich schon ein Plätzchen für die Nacht finden, auch ohne dass mein nicht gerade prall gefüllter Geldbeutel über Gebühr belastet würde. Die Ereignisse dieser Fahrradreise veranlassten mich jedoch, von dieser etwas blauäugigen Meinung abzurücken.

Die erste Nacht

Der erste Reisetag, den ich bereits früh um sechs begann, sollte für mich die längste Etappe bringen, die ich bisher mit einem Tourenrad mit Gepäck unternommen habe. Trotz brütender Hitze und zweier Pannen fuhr ich insgesamt 220 km und schaffte es bis nach Arendsee in Sachsen-Anhalt. Von der Hitze und der Anstrengung am ganzen Körper kochend aber zufrieden und wohl gelaunt beschloss ich, in dem mir bisher unbekanntem Ort die Nacht zu verbringen. Preisgünstige und einfache Übernachtungsmöglichkeiten waren hier nicht mehr zu bekommen, diese Erkenntnis gewann ich nach einer ersten Runde durch den Ort, nachdem meine Anfrage bei Jugendherberge, Campingplatz und einfachen Pensionen abschlägig beschieden wurden. Also entschied ich mich dafür, etwas mehr Geld anzulegen und begab mich zu einem der Hotels am

Ort, es war mittlerweile acht Uhr abends und mein körperlicher Zustand gab zu schlimmsten Befürchtungen Anlass, ich war völlig fertig. Das Hotel war ausgebucht, was nicht allzu verwunderte, immerhin war es Wochenende, Hochsommer und Ferienzeit. Obwohl um diese Zeit Hochbetrieb im Restaurant herrschte, kümmerte sich der nette Mann an der Rezeption um mich, offenbar machte ich einen bedauernswerten Eindruck und erweckte bei ihm eine soziale Ader zu frischem Leben. Er nahm sich meines Problems an, indem er mit mehreren im näheren Umfeld gelegenen Hotels telefonierte. Nach einigen erfolglos verlaufenden Versuchen verkündete er mir strahlend, dass ein Hotel in einer anderen Stadt noch einen Platz frei habe und ich vereinbarte eine komplizierte Vorgehensweise der Schlüssel-übergabe, da ich erst recht spät werde an diesem Hotel ankommen können. Es war nämlich mehr als 20 km entfernt.

Dankend zog ich von dannen, setzte mich auf mein Rad und fuhr in die entsprechende Richtung. Befreit von dem Trubel, der mich in der Stadt und dem von Gästen wuselnden Hotel umgeben hatte, erlangte ich nun wieder einen klaren Kopf, so dass ich meine Situation realistisch betrachten konnte: es war halb neun, ich musste noch mehr als 20 km fahren und dies auch noch in die entgegen gesetzte Richtung meiner weiteren Route und ich hatte keine Kraft mehr. Selbst auf die Gefahr hin, dass mein Verhalten ganz allgemein die Zuverlässigkeit der Westmensen in einem schlechten Lichte erscheinen lassen könnte, beschloss ich, dieses Hotel nicht anzufahren. Zu diesem Zeitpunkt war es noch nicht üblich, dass jeder Mensch auf der Erde mit einem sogenannten Handy ausgestattet war, so dass ich mich auch nicht der modernen Kommunikationstechnologie bedienen und mich bei dem Hotel abmelden konnte. Mit schlechtem Gewissen, aber dennoch in der festen Überzeugung, das Richtige zu tun, bog ich in einen Feldweg ab, der auf ein kleines Wäldchen zulief. Diese Nacht, so war ich mit mir einig, werde ich im Wald verbringen.

Der Anblick eines Mannes, der seinen Hausgarten mit einem Gartenschlauch wässerte, erinnerte mich an einen Missstand, den ich bei meiner verzweifelten Suche fast außer Acht gelassen hatte: in meinen Flaschen hatte ich keinerlei Wasser mehr. Mehr noch als etwas zu essen oder ein Dach über dem Kopf war ausreichendes Trinken für mich lebenswichtig, immerhin hatte mein Körper bei dieser Hitze am ersten Tag schon mehr als 10 Liter Flüssigkeit verbraucht. Ich fuhr zu dem Unbekannten hin und bat ihn höflich, mir etwas von seinem kühlen Nass in die Flaschen zu füllen, was dieser zwar etwas skeptisch dreinblickend aber doch bereitwillig tat.

In dem Bewusstsein, nun alles Notwendige zu haben für eine Übernachtung im Freien, fuhr ich in das Wäldchen und suchte mir eine geeignete Lagerstätte. In dieser Situation wurde mir bewusst, wie verweichlicht und im Überlebenstraining unerfahren die Vertreter meiner Generation sind, fehlte es mir doch an allen Kenntnissen, die man für die Wahl und die Herrichtung eines Lagers in freier Natur benötigte. Kenntnisse, die unsere Väter im angenehmen Fall in naturverbundenen Pfadfinderausflügen, im unangenehmsten Fall im Verteidigungskampf im Krieg sich anzueignen die Gelegenheit hatten. Ich entschied mich daher wahllos für eine Stelle, die genügend Platz für mich und mein Fahrrad bot, und ließ mich nieder. Dies ist wörtlich zu nehmen, denn in Ermangelung passender Lagerutensilien setzte ich mich einfach auf den Boden. Eine Matte oder Decke hatte ich nicht mit, das einzige Stück Textilie, das ich zwischen meinen Körper und den Waldboden legen konnte, war mein Handtuch, dessen Zustand dadurch nicht unbedingt gewann. Ich verzehrte die Lebensmittel, die ich noch in meiner Tasche fand, es war nicht mehr als ein Stück Brot und etwas Käse, trank das Wasser dazu und wartete auf den Einbruch der Nacht. Regen hatte ich nicht zu erwarten, auch Kälte sollte mir nach diesem Hochsommertag nicht zu schaffen machen. Stattdessen nahm ich mit Sorge die steigende Anzahl an Ameisen in meiner Umgebung wahr, die sich offenbar zum Angriff auf den ungebetenen Gast in Stellung brachten. Als Vorbeugung gegenüber einer Inbesitznahme meines Körpers durch diese kleinen Tierchen zog ich meine langen Hosen an, wickelte meine Strümpfe darüber und packte zusätzlich meinen Oberkörper in die Regenjacke ein. Somit war ich hermetisch verpackt und bot an keiner Stelle meiner Bekleidung eine offene Stelle, die die kleinen Tierchen als

Eingang für eine Invasion hätten nutzen können. Diese Maßnahme hatte zwar ihren Zweck zur Abwehr der Ameisen voll erfüllt, brachte jedoch den unangenehmen Nebeneffekt mit sich, dass ich in Kürze glitschnass geschwitzt war.

Als ich still auf dem Boden lag, vernahm ich allerlei Geräusche, die ich nicht eindeutig zuordnen konnte, hinter denen ich aber verschiedene tierische Waldbewohner vermutete. Zunächst dachte ich an harmlose Vertreter der Fauna wie Vögel, die im Laub am Boden wühlten. Dann allerdings machte ich mir klar, dass Vögel mit wenigen Ausnahmen nachts auch zu schlafen pflegen. Ich lauschte aufmerksamer den Geräuschen und dachte nach. Gab es in Sachsen-Anhalt eigentlich Kreuzottern? begann ich mich zu fragen und geriet in gehörige Unruhe. Was ist, so ging es in meinem Kopf, wenn ein Fuchs, ein Wolf, ein Bär, ein Wildschwein oder schlimmer noch ein menschlicher Bösewicht über meine Lagerstatt stolpern würden? Je mehr ich mich mit diesen Fragen beschäftigte, umso hilf- und wehrloser kam ich mir vor. Als Antwort auf diese einen geruhsamen Schlaf erschwerenden wenn nicht gar verhindernden Grübeleien, beschloss ich, mich zu bewaffnen. Der Umstand, der mich daran vor allem hinderte, war gar nicht einmal so sehr mein pazifistisches Grundgemüt, das über Bord zu werfen ich angesichts meiner Situation keineswegs Skrupel hatte, sondern die Abwesenheit von Gegenständen, die als Waffen zu gebrauchen gewesen wären. So packte ich denn mein Schweizer Taschenmesser aus, das ich zur Bereitung meiner Zwischenmahlzeiten mitgeführt hatte, und pflanzte es demonstrativ mit ausgeklappter Klinge neben meiner Lagerstatt in den Boden. Nun hatte ich keineswegs die Illusion, der Anblick des etwa 5 cm langen Taschenmessers würde auf einen Angreifer eine nennenswert abschreckende Wirkung entfalten, mir jedoch suggerierte es ein gewisses Maß an Sicherheit. Ich kann jedoch nicht sagen, dass dieses Sicherheitsgefühl so weit gegangen wäre, mir einen geruhsamen Schlaf zu gewähren. Um offen zu sein, ich schlief die ganze Nacht nicht und wartete sehnsüchtig darauf, dass die ersten Sonnenstrahlen das Dunkel zumindest soweit weg wischen würden, dass ich wieder aufbrechen konnte.

Gegen vier Uhr war dieser Zeitpunkt endlich erreicht. In Umkehrung der üblichen Reihenfolge zog ich mich zu Beginn dieses Tages aus statt an, packte meine Sachen zusammen und floh meine Lagerstätte. Ingeheim wunderte ich mich, dass ich überhaupt noch am Leben war, bei all der potentiellen Bedrohung, der ich in dieser Nacht ausgesetzt war. Ich fuhr munter in den Morgen hinein und hatte, als ich in einem kleinen Städtchen mich in einem Restaurant zum Frühstück hinsetzte, bereits 80 km zurückgelegt. Noch heute spüre ich, wenn ich mir das Erlebnis in Erinnerung rufe, das übergläckliche Gefühl, einer großen Gefahr entronnen zu sein, wenn mir der Verstand auch sagt, dass in dieser Nacht von Gefahr und Bedrohung überhaupt nicht hat die Rede sein können.

Die zweite Nacht

Nach diesen Erfahrungen schwor ich mir, nie wieder im Wald zu übernachten. Und dennoch hätte nicht viel gefehlt und es wäre zu einer Wiederholung der Schwierigkeiten der ersten Nacht gekommen.

Der zweite Tag brachte mir nicht alleine wegen meiner sich bald einstellenden Müdigkeit und einem stechenden Schmerz im Knie, sondern vor allem aufgrund der doch recht fahrradunfreundlichen Straßenbeschaffenheit die Erkenntnis, dass es im Osten nicht so schnell vorangehen werde wie geplant. Als ich am späten Nachmittag in der Industriestadt Schönebeck südlich von Magdeburg ankam, beendete ich diese Etappe und beschloss mich diesmal rechtzeitig auf die Suche nach einer Übernachtungsmöglichkeit zu machen. Nun zeigte sich, dass es ein sträfliches Versäumnis war, nicht vor Planung der Tour mich über die infrastrukturelle Situation im Osten Deutschlands informiert zu haben. Irgendwie war ich in dem Glauben, überall ähnliche Gegebenheiten vorzufinden wie in Westdeutschland, wo in jeder größeren oder

kleineren Stadt eine Fülle von Hotels, Gasthäusern, Pensionen oder sonstige Anlaufstellen für den durchreisenden Gast zu finden sind. In meinem zur Nachtruhe gewählten Ort war entlang der immerhin sehr langen Hauptstraße nichts von derartigen Gasthäusern zu sehen, was ich nach mehrmaligem Auf- und Abfahren feststellen musste. So begab ich mich in die seitlichen Bezirke der Stadt und klapperte die Nebenstraßen ab. Ich wollte es nicht glauben, aber ich konnte einfach kein entsprechendes Haus finden. Da entdeckte ich ein etwas vornehmeres Restaurant, über dessen Werbeschild auch das Wort „Hotel“ zu lesen war. Der im schwarzen Anzug mit Fliege stilecht gekleidete Ober sah den verschwitzten Gesellen mit kurzen Radlerhosen mit sorgenvollem Blick an, musterte ihn auffällig und fragte, was er für ihn tun könne. Die Frage, ob es eine Übernachtungsmöglichkeit gebe, beantwortete er positiv und gab sogleich Auskunft über den Preis: 120 Mark. Da er wohl den Schreck in meinen Augen wahrgenommen hatte, setzte er hinzu: ohne Frühstück. Nun, auch angesichts einer Notlage und nach der Erfahrung der vergangenen Nacht, konnte ich nicht anders als diesen Preis als für mich völlig unakzeptabel zu finden. Ich bedankte mich höflichst und entfernte mich. Wieder auf der Straße ertappte ich mich dabei, wie ich die sichtbare Landschaft nach dem nächsten Wald absuchte. Doch zunächst befragte ich noch einige Passanten, ob diese mir nicht einen Tipp zur Lösung meines Übernachtungsproblems geben könnten. Und tatsächlich erhielt ich den Hinweis, ich solle doch einmal im ehemaligen Gewerkschafterheim vorsprechen. Der Mensch, von dem dieser Hinweis stammte, konnte sogar mit der Adresse und einer Wegbeschreibung dienen, was die Suche einfach machte. Dass ich das Haus zunächst nicht fand, lag nicht an dessen Unscheinbarkeit, dass es leicht übersehen werden konnte, sondern es verhielt sich gerade anders herum. Bei dem Gebäude handelte es sich nämlich um einen riesigen Betonklotz mit asphaltiertem Hof davor, eingezäunt mit Maschendrahtzaun und Stacheldraht, so dass das Anwesen eher an den Hochsicherheitstrakt eines Gefängnisses denken ließ denn an eine Stätte der Erholung. Einer solchen aber schien neben der Durchführung von Schulungsveranstaltungen dieses Haus früher den Gewerkschaftern der DDR gedient zu haben. Nach Befolgen einer aufwändigen, aber zielführenden Beschilderung gelangte ich zu einem Zimmer in diesem baulichen Monstrum, das als Büro oder Rezeption diente. Bei der dort sitzenden Person brachte ich mein Anliegen vor und erhielt zum Preis von 20 Mark eine Übernachtungsmöglichkeit von einer Qualität, wie sie das äußere Erscheinungsbild des Gebäudes kaum hatte erahnen lassen. Damit ich mich auf dem Weg zu dem mir zgedachten Ort nicht verirrte, begleitete mich der verantwortliche Mensch durch das Labyrinth von zahllosen Stockwerken, Treppen und Fluren bis zu meinem Zimmer. Zimmer ist allerdings nicht der rechte Ausdruck, handelte es sich dabei doch um eine komplette Wohnung mit zwei Schlafzimmern, Wohnzimmer mit Couch, Küche und Bad, die mühelos fünf Personen Schlafgelegenheit gab. Ich konnte mir also aussuchen, welches Bett ich wählen sollte, ein Umstand, der mich angesichts der kargen Wahlmöglichkeiten in der vergangenen Nacht schmunzeln ließ. Ohren und Augen nahmen kaum Lebensäußerungen anderer Menschen wahr, so dass ich wohl nicht falsch liege, wenn ich vermute, ich war damals ganz alleine in dem riesigen Klotz.

Es war noch früher Abend und ich genehmigte mir nach einer ausgiebigen Säuberung den Besuch eines italienischen Restaurants, um sozusagen auch kulinarisch meine Rückkehr von der Outlaw-Szenerie des Waldes in die Zivilisation zu dokumentieren. In dieser Nacht schlief ich wie ein Murmeltier. Und als ich am nächsten Morgen früh um sechs Uhr wieder losfuhr, was ich wegen der zu diesem Zeitpunkt noch erträglichen Temperatur so zeitig tat, war ich wieder fit und bereit zu neuen Abenteuern.

Die dritte Nacht

Die dritte Nacht verbrachte ich in Weißenfels, diese verlief weitgehend ohne Komplikationen. Allerdings zeigte sich auch da, dass es ratsam ist, sofern man erst bei Ankunft sich einen Schlafplatz zu suchen gedenkt, rechtzeitig am Bestimmungsort einzutreffen. Unproblematisch war in dieser Stadt die Suche nur deswegen, weil ich gerade noch fünf Minuten vor sechs Uhr abends das Fremdenverkehrsbüro betreten habe. Fünf Minuten später wäre ich mit meinem Anliegen auf mich allein gestellt und damit vermutlich chancenlos gewesen. Die freundliche Mitarbeiterin, die schon dabei war, ihren Schreibtisch aufzuräumen und sich auf den Feierabend vorzubereiten, nannte mir eine Adresse in einem unansehnlichen heruntergekommenen Altbau, in dem ich tatsächlich ein ordentliches Zimmer bekommen konnte. Dass das Haus keinerlei Verköstigung vorsah, war mir nicht unrecht, zog ich es doch ohnehin bei dieser Tour vor, am Morgen recht früh aufzubrechen und erst nach Zurücklegen von 40 bis 50 km zum Frühstück irgendwo einzukehren. Zum Abendessen begab ich mich auf die Straße und verzehrte an einem Kiosk so etwas in der Art eines Big Mac, was genau so schmeckte wie es aussah.

Frühmorgens brach ich auf, radelte die Saale entlang, wo mich ein kräftiges Gewitter mit Regen überraschte, ein Umstand, der mich über die physikalische Frage nachgrübeln ließ, ob es sich bei einem Fahrrad um einen Fahrradischen Käfig handele und wie damit bei drohendem Blitzschlag umzugehen sei. Ich fand zwar keine Lösung für diese Frage, aber das Gewitter ging durch das Nachdenken schneller vorbei. Völlig durchnässt genehmigte ich mir dann in Naumburg in einem Nobelhotel ein fürstliches Frühstück, in der aufrichtigen Überzeugung, dass ich mir dieses redlich verdient habe.

Die vierte Nacht

Bereits am ersten Tag meiner Tour hatte ich den Fehler begangen, mit Gewalt Steigungen zu bewältigen, denen ich körperlich eigentlich nicht gewachsen war. Eine der erstaunlich mittelgebirgsartigen Erhebungen entlang der Elbe in Niedersachsen bestrafte denn auch diesen Übermut mit einer Zerrung im Knie, so dass ich im Grunde genommen die gesamte Strecke mit einem stechenden Schmerz im Bein zu fahren hatte. Dies ließ mich sogar die Sonntagsbereitschaft der Apotheke bemühen, wo ich eine entsprechende Salbe erstand, und veranlasste mich, mir eine mitgeführte elastische Binde anzulegen. Am vierten Tag waren die Schmerzen so stark, dass ich angesichts der vor mir liegenden Steigungen des Thüringer Waldes mir das Recht genehmigte, ein Stück mit dem Zug zu fahren. Ich erreichte an diesem Tag mit dem Rad die Stadt Gera und ließ mich von dort mit der Eisenbahn bis ins bayrische Hof transportieren.

Vom Bahnhof in Hof aus quälte ich mich mit letzter Kraft eine Anhöhe hinauf, wo ich eine Jugendherberge angesiedelt wusste. Dort angekommen sprach ich bei der Anmeldung vor und erhielt die Auskunft, dass eine Übernachtung für mich nicht möglich sei. In Bayern dürfe man als Erwachsener nur dann in einer Jugendherberge übernachten, wenn man in Begleitung eines Kindes sei. Da dieses auf die Schnelle nicht aufzutreiben war, war ich chancenlos. Nun bin ich in der Regel ein gutmütiger, sich an Vorschriften haltender Mensch und unter anderen Umständen hätte ich diese abschlägige Mitteilung wohl klaglos akzeptiert. An diesem Tag war dies anders. Nach vier Tagen Fahrradfahren unter zum Teil extremen Bedingungen mit einem schmerzenden Knie, das kaum eine normale Fortbewegung ermöglichte, war ich uneinsichtiger und auch aggressiver als sonst. Ich erklärte schlicht, dass es mir nicht einfallen würde, diese Stätte wieder zu verlassen, zumal ich wusste, dass freie Betten vorhanden waren. Ich wunderte mich selbst über meine Bestimmtheit und Sturköpfigkeit und fasste den Entschluss, mir dieses Verhalten ins richtige Leben hinüberzuretten, wo es mir im Alltag trefflich gute Dienste leisten könnte. Nach einigem Hin und Her zeigte sich der Herr einsichtig und verabredete mit mir wie in einer konspirativen Verschwörung einige Verhaltensregeln, die er zur Bedingung einer Übernachtung

machte. Ich müsse sozusagen unerkannt bleiben, dürfe nicht den Essenssaal betreten, möge den Waschraum möglichst unauffällig besuchen und müsse in aller Frühe das Haus wieder verlassen. Die aus meinem Hiersein ein gut gehütetes Geheimnis machende Vereinbarung ließ mich fühlen wie ein Verbrecher, der widerrechtlich vor den Augen des Gesetzes auf dem Dachboden verborgen wird. Dennoch fiel es mir nicht schwer, dies alles einzuhalten, zumal ich entdecken konnte, dass das Haus fast menschenleer war. Ich hatte einen Schlafsaal mit 12 Betten für mich ganz allein. Niemand sehen zu dürfen, war mir ganz recht, ich wollte nur schlafen und mein Knie ausruhen. Beides gelang mir in Hof zur Zufriedenheit, so dass ich am nächsten Morgen mit dem örtlichen Berufsverkehr die Stadt wieder verließ.

Die fünfte Nacht

Es hatte keineswegs mit einem vermeintlichen Ost-West-Gefälle oder soziopolitischen Animositäten zu tun, dass ich mich nach dem Überschreiten der Grenze zum Freistaat Bayern irgendwie wieder besser fühlte, es hing einzig und allein mit der besseren Beschaffenheit der Straßen zusammen. Auf glatt asphaltierten Wegen kann man eben, selbst wenn sie aufwärts führen, besser Fahrrad fahren als auf Kopfsteinpflaster, das den Eindruck vermittelt, es sei noch von römischen Legionären persönlich verlegt worden. So absolvierte ich an diesem wieder sehr sonnigen Tag eine gute Strecke und beendete die Etappe erst in dem Städtchen Neunburg vorm Wald. Dort erlebte ich etwas recht Eigenartiges.

War es im Osten der Mangel an geeigneten Häusern zur Übernachtung, der mir die Planung des Nachtlagers erschwerte, so war es hier das Gegenteil. Hotels, Gasthäuser und Pensionen gab es in diesem kleinen Städtchen zuhauf, so dass ich die Wahl hatte. Im Innenstadtbereich gab es zwei Gasthäuser, die sich direkt gegenüber lagen, ein modernes, etwas vornehmeres und ein althergebrachtes, rustikales. Ich überlegte kurz, bei welchem ich nachfragen sollte und entschied mich für das rustikale, dessen Name mir zwar entfallen ist, aber, so viel weiß ich noch, so lautete, wie auf dem Land eben Gasthäuser heißen, „Zum goldenen Hirsch“ oder „Zur Eiche“ oder „Zum Roten Hahn“ oder so ähnlich. Ich stellte mein Fahrrad ab, strich mir übers Haar, das in jenem Jahr noch eine Beschaffenheit aufwies, dass es durch die Beanspruchung des Tages in Unordnung geraten konnte, und öffnete die schwere Eichentür. Ich betrat eine traditionelle Gaststube mit altmodischen, abgenutzten Holztischen und -bänken. Die Beleuchtung war etwas funzelig, durch die milchigen Glasscheiben drang von draußen nur gedämpftes Licht, die Luft roch nach dem, nach dem alle bodenständigen ländlichen Gasthäuser riechen, eine Mischung aus Bier, Bratensoße und abgestandenem Rauch. Was mich aber am meisten erstaunte: die Gaststube war völlig leer. Der Tresen, der so aussah, wie jeder Tresen in einer derartigen Gaststube aussieht, war nicht besetzt. Ich wollte nicht unhöflich sein und „hallo“ oder etwas Ähnliches rufen, sondern wartete ab, was passieren würde, da die Tür beim Öffnen deutlich eine Glocke ertönen ließ, so dass man auf mich aufmerksam werden musste. Tatsächlich kam nach einer Weile ein alter, mindestens 75jähriger Mann aus dem Bereich, den ich später als Küche kennen lernte, heraus und fragte mich, was ich wünsche. Ich erkundigte mich, ob in diesem Haus noch ein Zimmer für eine Nacht frei sei. Der Alte kratzte sich ratlos am Kopf und raunte bedeutungsvoll, da müsse er erst die Chefin fragen. Geheimnisvoll verschwand er nach hinten, von wo ich ihn mit jemandem tuscheln hörte. Die Schiebetür zur Küche öffnete sich einen Spalt breit und eine Frau, ebenfalls betagt und auf keinen Fall jünger als der Mann, lugte daraus hervor und musterte mich kurz. Nach ein paar Sekunden trat sie ganz heraus, stellte sich hinter den Tresen und befragte mich ausführlich nach meinem Anliegen, wobei sie das Gespräch auf Fragen nach Herkunft, Familienstand, Beruf und charakterliche Eigenschaften ausdehnte. Die Unterhaltung bekam dadurch den Charakter einer Inquisition oder, etwas weniger drastisch ausgedrückt, einer Prüfung. Nach einigem Hin und Her erklärte mir die gute Frau, dass sie in mir einen ordentlichen und vertrauenswürdigen Menschen sehe und tatsächlich noch ein Zimmer frei sei. Als sie mich in das obere Stockwerk begleitete, um mir meinen Hotelraum zu zeigen, entdeckte ich, dass das

Haus völlig leer stand und ich der einzige Gast war, der die Nacht in diesem Hotel verbringen würde. Erst einmal Vertrauen gefasst, erzählte mir die gute Frau, die offenbar in Haus, Wirtschaft, Küche und Ehe das Sagen hatte, nach und nach ihre Geschichte.

Sie nehme nicht jeden Gast auf, beteuerte sie, nur wer ihr gefalle, irgendwelche zwielichtigen Gestalten beherberge sie nicht, dann gebe sie eben die Auskunft, es sei alles besetzt. Ihren Lebensunterhalt müsse sie ohnehin nicht mit dem Gasthaus verdienen, sie betreibe das Haus nur noch so zum Spaß. Früher, ja da sei dies das erste Haus am Platze gewesen, ihre Speisekarte war berühmt und die Hotelzimmer modern. Dann aber sei das Hotel gegenüber gebaut worden, mit neumodischen Möbeln, chic eingerichteten Zimmern mit Bad und vornehmer Ausstattung. Zudem hätten die ihre Parkplätze zugebaut und für ihr eigenes Haus eine Tiefgarage für die Hotelgäste angelegt. Da habe sie nicht mithalten können. Jetzt kämen nur noch ein paar Alteingesessene abends, um ihr Bier zu trinken. So habe sie und ihr Mann wenigstens ihre Unterhaltung. Ich müsse unbedingt ihr Jägerschnitzel probieren und morgen früh mache sie mir ein tolles Frühstück.

Ich war gerührt, auch wenn ich angesichts der neuen Lage meine Pläne für den Abend und den Morgen grundlegend ändern musste. Ich hatte mir nämlich vorgenommen, an diesem Abend etwas durch den Ort zu streifen, irgendwo bei einem Italiener eine Pizza oder ähnliches zu essen und es mir gut gehen zu lassen. Mir war sofort klar, dass ich das der Frau nicht antun konnte, zumal das Zimmer so preiswert war, dass die Alte kaum etwas daran verdienen konnte. Also setzte ich mich den ganzen Abend in die Gaststube, verzehrte zur Freude der Wirtin ein Jägerschnitzel, bestellte mir noch einen Nachtschüssel dazu und trank mehrere Gläser Bier, dies alles nur zum kleinen Teil, um meinen Hunger und Durst zu stillen, zum weitaus größeren, um der Frau eine Freude zu machen. Mittlerweile kamen doch noch ein paar Stammgäste, die ihr Bier tranken und Skat spielten. Ich beobachtete die Einheimischen bei ihrem Tun, während die Wirtin in den reichlich vorhandenen Pausen zwischen der angeforderten Bedienung sich zu mir setzte und mir ihr Leben erzählte.

Bezüglich meines Aufbruchs am nächsten Morgen begann ich zaghaft darauf hinzuweisen, dass ich es mir bei dieser Tour zur Gewohnheit gemacht habe, ohne Frühstück loszufahren und erst nach ein oder zwei Stunden irgendwo einzukehren. Dies ließ die Gute nun überhaupt nicht gelten. Ein so netter junger Mann wie ich, der noch dazu solch sportliche Leistungen vollbringe, müsse doch ordentlich frühstücken. Ihr Frühstück sei im übrigen berühmt und sie freue sich, mir ein solches bereiten zu dürfen. Auch mein Hinweis, dass ich wegen der großen Hitze in den Mittagsstunden gerne spätestens um halb acht losfahren möchte, ließ sie nicht wanken. Dann stehe ich eben um halb sieben auf und um sieben wird gefrühstückt, entschied sie bestimmt.

Und so geschah es denn auch. Extra wegen mir stand die gute Frau zeitig auf, stellte mir ein ausladendes Morgenmahl zusammen und achtete peinlichst darauf, dass ich auch alles aufaß. Sie begleitete mich anschließend noch nach draußen, verabschiedete mich und winkte mir freundlich nach.

Somit endete meine Tour mit einem fast märchenhaft zu nennenden schönen Erlebnis, das mich so manche Unbill der vergangenen Tage vergessen ließ. Dennoch, als ich nach rund tausend Kilometer Fahrt am Urlaubsort, wo meine Familie schon auf mich wartete, angekommen war, war ich froh, mich die kommenden zwei Wochen nicht mehr täglich um einen Platz zum Schlafen kümmern zu müssen. Mein Bett stand bereit und wurde mir auch von niemandem streitig gemacht.